

INDREK HARGLA

Apotheker Melchior und der Gotlandteufel

Kriminalroman aus dem alten Tallinn

Aus dem Estnischen von Cornelius Hasselblatt



Der Verlag dankt dem Eesti Kultuurkapital für die
finanzielle Unterstützung durch das Tructucta-Programm.

Rote Katze Verlag

1.

Die Fessel des Blutvergießens

Lübeck

Oktober 1432

Der Herbst bringt viele Schiffe und viele Männer in den Lübecker Hafen. Im Oktober kehrt der Großteil der Lübecker Schiffe zwischen den Tagen des heiligen Dionysius und des heiligen Lukas in seinen Heimathafen zurück und bis April segeln nicht mehr viele Schiffe auf der Ostsee, es ist kalt und dunkel, Stürme suchen sie heim und ihre nördlichen Häfen versinken im Schnee und frieren zu. Bis Martini werden noch vereinzelt Fahrten unternommen und auch die nur an die Südküste der Ostsee oder zu den nächstliegenden Häfen in Dänemark und Schweden, denn weitere Fahrten sind schon gefährlich. Von Martini bis Lichtmess am 2. Februar ist es Schiffen der Hanse jedoch gänzlich untersagt, die Häfen zu verlassen.

Nicht alle Männer, die im Frühjahr ausgefahren sind, kehren im Herbst zurück. Das Meer hat sich seinen Teil genommen, wie es das seit jeher tut, und Seeräubern kann man auf den Handelsrouten nicht immer entkommen. Jedes Jahr fällt manch Seemann ihren Schwertern und Pfeilen zum Opfer. Die Männer aber, die im Oktober lebendig nach Lübeck zurücksegeln, sind froh und dankbar. Nun sind sie für einige Zeit von ihrem Dienst befreit, doch bevor sie sich in ihre Heime zerstreuen, schauen sie ganz bestimmt in einer Hafenkneipe vorbei, um das gute, bittere Lübecker Bier zu genießen, und ganz sicher gehen sie in die Jakobikirche, um den himmlischen Mächten zu danken.

Am Tag des heiligen Dionysius legte ein Schiff am Kai der Trave an, das mit einer Ladung Wein aus Brügge kam und

in den stürmischen Böen im dänischen Sund schon heftig gebeutelt worden war. Nicht alle verließen das Schiff frohgemut, denn bei Fehmarn war auf dem Schiff Streit ausgebrochen, sodass der Schiffsvogt Recht sprechen und einen für schuldig Befundenen bestrafen musste.

Von diesem Schiff nun trat ein junger Mann auf den Lübecker Hafenkai, den man von seiner Kleidung her für einen Studenten oder Schulmeister halten könnte. Er trug ein leichtes schwarzes Wams und einen breitrempigen Hut auf seinem roten Haar. Er verließ das Schiff als einer der Letzten, und als er vom Schiffsvogt Brot und Salz empfing und an diesem Freundschaftszeichen knabberte, lag in seinem Blick einzig und allein schweigender Zorn.

Wie es das auf See gültige Recht verlangte, hatte der Vogt vor der Ankunft in Lübeck die gesamte Besatzung an Deck versammelt und jene Worte gesprochen, die immer am Ende einer Reise verkündet wurden: „Vergessen wir nun alles Üble, das während unserer Reise an Bord geschehen sein mag, möge es tot und begraben sein. Unsere Gerichtsentscheidungen sind nach Recht und Gerechtigkeit gefällt worden, werfen wir daher alle Fehden von uns und schwören wir im Namen von Brot und Salz, dass wir die Feindschaft vergessen. Hegt aber jemand Groll, muss er sich nach alter Sitte offiziell bei den Stadtvätern beklagen und das vor Sonnenuntergang tun.“

Wie es gleichfalls alter Brauch war, aßen alle zum Zeichen der Freundschaft Brot und Salz, bevor sie an Land gingen. Der besagte rothaarige Mann aber kaute lange auf seinem Brot und spuckte es aus, als er das Land betrat. In der Geldbörse des Schiffsvogts, die dieser dem Lübecker Rat für die Austeilung an die Armen überbringen würde, waren zehn Mark, die man ihm als Bußgeld abverlangt hatte, und wenn er sie nicht bezahlt hätte, hätte er auf dem Schiff eine Körperstrafe erhalten. Nun aber musste er wütend und zähneknirschend mitansehen, wie sein mit ehrlicher Arbeit verdientes Geld zu den Armen von

Lübeck schritt. Es war nicht seine Art, Unrecht zu vergeben, noch weniger war er gewohnt sich damit abzufinden, dass ihm Geld abgenommen wurde. Im Laufe seines jungen Lebens hatte er den Lübecker Kirchen vermutlich mehr Geld gespendet, als der Schiffsvogt mit vielen Reisen zusammen verdient hatte. Aber noch war er daran gewöhnt, geheim und im Verborgenen zu handeln und er würde bestimmt keine offizielle Beschwerde beim Rat einreichen. Er schaute also dem Schiffsvogt hinterher und spuckte noch einmal aus. Dann wandte er sich in die entgegengesetzte Richtung und betrat einen Lübecker Hafenkrug, über dessen Türschild eine rostige Schere hing.

Im Herbst sind alle Hafenkrüge proppenvoll, man erzählt sich Neuigkeiten aus fernen Ländern, erkundigt sich nach dem Wohlergehen der Freunde und gedenkt derer, die auf See umgekommen sind; es wird geprotzt und geschimpft, gelärmt und mit Geld und Großtaten geprahlt.

Der junge Rotschopf nickte dem Wirt kurz zu und verzog sich in eine hintere Ecke, wo er im Dämmerlicht vor den Blicken der Anderen verborgen war. Der Wirt kannte diesen jungen Mann und begriff nur zu gut, dass er heute einfach nur ausruhen und Luft holen wollte und nicht in solchen Angelegenheiten hier war, die sie normalerweise zusammenführten. Ihm wurden Bier, Brei und in Fett gebratene Würste vorgesetzt, ohne dass man ihm dafür ein Entgelt abverlangte. Nach langer Zeit trank er feierlich das richtige, nach Lübecker Art gebraute Bier mit dem bitteren Hopfengeschmack und aß die richtigen Würste nach Lübecker Art. Er war wieder zu Hause und genoss jeden Augenblick.

Der Krug war voller Seeleute, es wurde getrunken, gesungen, gelärmt und gewürfelt und weitergetrunken. Der junge Mann lobte in Gedanken die Lübecker Braumeister und Schlachter, die ihre Kunst beherrschen und wissen, welche Bitterkeit ein richtiges Bier haben muss, wie viel Hopfen und wie viel Schaum, und wie viel Grütze in einer Wurst sein muss, wie viel Gewürze

und wie viel Speck, damit alles in einer geradezu göttlichen Mischung vorhanden ist. Er hörte wieder die vertraut klingende deutsche Sprache um sich herum und ab und zu Wendisch, das alles war gut, denn so war es in Lübeck immer gewesen. Er selbst sprach mit niemandem und war praktisch nicht anwesend. Er ging in seiner Ecke so sehr in dem ihn umgebenden Lärm auf, dass man ihn beinahe nicht sah. Das war eine Fähigkeit, die er lange und sorgfältig einstudiert hatte – irgendwo zu sein, aber unsichtbar zu bleiben. Er war es gewohnt, still und im Geheimen zu arbeiten. Und obwohl er im Moment nur zu seinem eigenen Vergnügen und zur Entspannung im Krug saß, nach einer langen Seereise verschnaufen wollte und glücklich war, dass er wieder festen Boden unter den Füßen hatte, blieb er doch seiner hauptsächlichlichen Berufseigenschaft treu – unsichtbar sein, den Mund halten und die Ohren aufsperrern, anwesend sein, aber nicht ins Auge stechen.

Es war vermutlich diese Eigenschaft, die seinen Körper sich plötzlich noch mehr zusammenkrümmen ließ und ihn noch unsichtbarer machte, als sein scharfes Ohr einen bekannten Namen aufgeschnappt hatte. Den Namen Wakenstede.

Jemand ganz hier in seiner Nähe hatte etwas gesagt, was er sich jetzt genauer anhören musste, denn der Name Wakenstede bedeutete ihm viel. Er ließ seinen Blick über den schummrigen, vollen Raum gleiten und bewegte den Kopf hin und her, um herauszubekommen, aus welcher Richtung der Name gekommen war.

Da wurde der Name erneut ausgesprochen.

„Wakenstede heißt er, Melchior Wakenstede, Apotheker in Reval ...“, sagte eine tiefe Männerstimme und der rothhaarige Jüngling zog sich in den Schatten des Kerzenlichts zurück, er schien an die Wand genagelt und eingeschlafen zu sein, der tief gezogene Hut bedeckte sein Gesicht, aber seine Augen und Ohren fingen weiterhin das Gespräch auf, das zwei schemenhafte Gestalten in seiner Nähe führten.

„Was haben wir mit einem Apotheker zu schaffen?“, brummte ein anderer Mann und fügte noch etwas hinzu, was im Kneipenlärm unterging.

„Man erzählt sich, dass er sehr pffiffig ist“, erklang die tiefe Männerstimme aufs Neue. „Und Jagd auf Leute macht, die er für Mörder hält. Ein frommer Apotheker, der sündige Morde aufklärt.“

„Nur das ist eine Sünde, was man als Sünde auffasst“, sagte der andere Mann und dann gingen ihre Stimmen wieder für einen Moment im allgemeinen Stimmengewirr unter. Nur vereinzelte Gesprächsfetzen drangen an das Ohr des Jünglings, mehrmals hörte er die Fremden die Insel Gotland erwähnen. Dann fluchten sie ein paar Mal und nahmen den Namen des Teufels in den Mund. Als der junge Mann ihrem Gespräch wieder etwas deutlicher folgen konnte, hörte er: „Dieser Apotheker kann deiner heiligen Mission einen Strich durch die Rechnung machen, wenn du jetzt nach Reval fährst, denn du musst morden, und Mörder verfolgt dieser Apotheker. Du kannst versuchen, ihn zu bezirzen, aber ...“

Das Weitere konnte der junge Mann wiederum nicht verstehen. Er rutschte ein wenig zur Seite und versuchte zu erspähen, wer die Gesprächspartner waren, aber ein lärmender und schwankender Trupp Seeleute kam dazwischen. Dann konnte er abermals deutlich hören, dass die Fremden mehrmals Gotland und den Teufel nannten – ja, genau das sagten sie, Gotlandteufel. Ein weiteres Wort, was dazugehörte, lautete Tod. „So mordet nur der Gotlandteufel, heimtückisch und still ...“

Dann wurde das Gespräch von anderen Stimmen überlagert, bis er den nächsten Satzfasen hörte: „Jeder Apotheker ist sterblich“, lautete der. „Wenn er mit Silber nicht zu kaufen ist, gibt es Stahl oder Gift, das er ...“

„Dieser Wakenstede soll durchtrieben und schlau sein. Du musst gewiefter sein als er.“

„Er stirbt, wenn es Gottes Wunsch ist ...“

In der Seeleutegesellschaft schien jetzt regelrecht Streit auszubrechen, sie krakeelten laut wegen irgendwelcher Schulden, ihre lärmenden Stimmen erstickten alles andere. Der junge Mann schaute nicht in ihre Richtung, aber er schien zu ahnen, was geschehen würde. So konnte er, als ein Krakeeler einem anderen einen Fausthieb versetzte, sich noch rechtzeitig wegducken, bevor ein sturztrunkener Seemann auf ihn zuflog. Im Handumdrehen war im Krug eine mittelschwere Schlägerei ausgebrochen – jeder drosch auf jeden ein, Zinnkrüge flogen durch die Luft und das wütende Gebrüll ließ einen beinahe ertauben.

Der rothaarige Jüngling sprang behändig wie ein Hirsch über die Tische und war in wenigen Sätzen bei der Tür. Er suchte nach anderen Männern, die sich von der Prügelei fernhielten, aber im allgemeinen Durcheinander konnte man kaum jemanden ausmachen. Und als plötzlich eine bärtige Visage mit betrunken funkelnden Augen und blutigen Brauen wankend vor ihm auftauchte und ihm offensichtlich einen Bierkrug auf den Kopf donnern wollte, machte der junge Mann eine flinke und beinahe unsichtbare Bewegung, als hätte er den Angreifer mit dem Finger kurz in den Bauch gepikst, aber der Stoß muss so schnell und stark gewesen sein, dass der Mann ächzend zusammensackte. Danach stürzte der Jüngling zur Tür hinaus.

Eine Weile stand er im Schatten einer Toreinfahrt und beobachtete den Eingang des Krugs und den Hafenkai. Der Abend senkte sich, und fern bei den Salzspeichern in der Nähe der Seil- und Segelhäuser wuselten noch viele Menschen umher. Die Schiffe und Boote am Kai hatten die Segel gerefft, während Matrosen noch Tonnen an Bord rollten. Der Jüngling fluchte still und versuchte die beiden Männer auszumachen, deren Gespräch er zuvor belauscht hatte. Vielleicht waren sie noch im Krug, was er eigentlich bezweifelte, möglicherweise waren sie schon zwischen den Hafengebäuden oder Richtung

Stadt verschwunden. Er harrte noch eine Weile aus und sah dann ein, dass er die Männer heute nicht mehr erwischen würde. Er wartete, bis die Rabauken den Krug verließen, ging dann wieder hinein und unterhielt sich leise mit dem Wirt. Sie wechselten einige Sätze, aber der Wirt konnte nur mit den Schultern zucken. Dann hievt sich der junge Mann in der Ecke seine Truhe auf die Schulter und machte sich auf den Weg zu dem Haus, das er im Laufe der Zeit sein Zuhause zu nennen sich angewöhnt hatte.

Als in Lübecks Kirchen und Klöstern die Vesperglocken läuteten, stand der junge Mann bereits vor der Tür dieses Hauses. Es befand sich im Viertel der kleineren Kaufleute, ganz in der Nähe des Holstentores am Westrand von Lübeck. Natürlich war es ein rotes Backsteinhaus, das im oberen Stockwerk Lagerräume hatte und vor dem Eingangsportal Beischlagsteine, die etwas von der Gottesfürchtigkeit und dem einigermaßen anständigen Reichtum des Eigentümers verrieten. Es war ein ganz gewöhnliches Lübecker Kaufmannshaus, derer es hier Hunderte gab.

Der junge Mann stand eine Weile da und schöpfte Atem, dann betätigte er den schweren Türklopfer, dreimal schnell hintereinander und nach einer Pause ein viertes Mal. Er wartete einen Augenblick und wusste, dass er in diesem Moment von einem geheimen Auge durch den Türspalt beobachtet und alsbald als einer der Ihren erkannt werden würde.

Die Tür öffnete sich und auf der Schwelle stand ein junger Mann ungefähr seines Alters. Er strahlte vor Freude, als er seinen alten Freund sah, und es platzte aus ihm heraus: „Jasper! Donnerwetter! *Mors janua vitae!*“

„Der Tod ist das Tor ins Leben! Henning!“, antwortete der junge Rotschopf und lächelte offenherzig.

„Du stinkst nach Salz, Fisch und sogar nach Lübecker Bier, Jasper“, bemerkte Henning. „Als ob wir zu Hause kein Bier hätten.“

„Alter Seemannsbrauch, Henning. Das Erste, was man tut, wenn man seinen Fuß auf dem Trockenen hat, ist, sich Heimatbier reinzuschütten.“

„Früher gab es auch die Sitte, zum Gebet in die Jakobikirche zu gehen“, brummte Henning.

„Da gehe ich morgen hin“, sagte der Rotschopf, der sich als Jasper entpuppt hatte. Dann fragte er sofort: „Wie steht es um den Meister? Sein Augenlicht?“

„Komm rein“, sagte Henning und riss die Tür weit auf.

Kersten Notke, der Meister der Lübecker Meuchelmördergilde, auch Lewenhardtbruderschaft genannt, saß im Vorraum am Schreibpult und las ein Buch. Vor ihm standen zwei Kerzen, in der Hand hielt er eine Lupe. Im Kamin brannte ein Feuer, dessen Flammen flackernde Schatten auf die Backsteinmauern warfen. Vermutlich hatte der Meister mit seinen Gesellen gerade das Abendessen eingenommen, denn der lange Tisch war noch nicht abgeräumt, in den Schüsseln und Schalen lagen abknabberte Knochen, Brotscheiben und andere Essensreste.

Als Jasper eintrat, stand der Meister auf und kam ihm entgegen. Den einen Arm hielt er merkwürdig gekrümmt am Körper, er humpelte, sein linkes Auge war verbunden und vom Auge lief eine rosa und kaum verheilte tiefe Narbe über die Wange bis zum Hals.

Aber der Mann konnte jetzt gehen und Bücher lesen. Als Jasper ihn vor zwei Monaten verlassen hatte, lag er im Bett, war kaum bei Bewusstsein und kämpfte mit Schmerzschüben. An seiner Seite saß Tag und Nacht eine Krankenpflegerin aus dem Heiligen-Geist-Hospital.

Jasper Nygenborch hatte diesen Sommer sein Meisterstück absolviert – er hatte Marcus Wickede von der Zirkelgesellschaft auf eine Weise ermordet, dass niemand es gesehen hatte und ihn anklagen konnte – und war daher in der Gilde nicht mehr im Gesellenstand, sondern ein angehender Meister. Er

lief Kersten Notke entgegen und wollte ihn umarmen, wich jedoch im letzten Moment zurück.

„Du kannst mich ruhig umarmen, Jasper“, sagte Meister Notke ermunternd. „Das sollte ich überleben.“

Dann umarmte Jasper Meister Notke tatsächlich. Kersten Notke hatte Jasper vor acht Jahren aus dem Gefängnis von Neumünster befreit, wo er wegen Diebstahls auf seine Hinrichtung wartete. Jasper hatte einen Sack Silbermünzen gestohlen, weil er Medizin studieren wollte, aber kein Geld dafür hatte. Der Henker von Neumünster war in jener Nacht überraschend erstickt, als er an einem Hühnerbein knabberte, und solange die Stadt einen neuen Henker suchte, vergaß der Gefängniswärter, die Tür ordentlich abzusperrern. Jasper rannte aus seiner Zelle und wurde sofort von kräftigen Armen ergriffen, die ihn auf einem Wagen unter Mehlsäcken versteckten. Meister Notke war auf dem Rückweg von einer Handelsreise nach Rendsburg, als er in Neumünster von einem tapferen Jungen hörte, dem es *beinahe* gelungen war, einen Ratsherrn um einen Sack Silber zu erleichtern. Auf jeder Handelsreise hielt der Meister Augen und Ohren auf, um sich neue Lehrlinge für seine Bruderschaft zu beschaffen. Der Meuchelmord ist eine Kunst, die man von klein auf lernen muss.

Nun aber, an jenem Oktoberabend in Lübeck, umarmte Jasper seinen Meister, Herrn und Lehrer, in dessen Auftrag er zwei Monate in Flandern auf Reisen gewesen war und sich mit Dingen befasst hatte, mit denen sich ein Meistermörder normalerweise nicht befasst. Jasper war bei den Bankiers aus der Lombardei und dem Piemont gewesen und danach in Gent, Antwerpen und Brügge in den Werkstätten berühmter Buchhändler, hatte eine Menge Geld ausgegeben und Briefe überreicht, ohne einen einzigen Menschen zu ermorden. Die Banken und die Buchmeister waren größtenteils in denselben Städten, was Jasper zu der Annahme veranlasste, dass der

Meister wahrscheinlich recht hatte, wenn er sagte, dass Wissen die größte Macht ist. In Gent hatte Jasper im Laden des Buchhandelgildenmeisters Joorquin de Vuc für einhundertfünfzig lübische Gulden Bücher eingekauft. Besagter Magister Joorquin stattete sogar das Haus von Herzog Philipp mit Büchern aus. Hundertfünfzig Gulden sind eine Menge Geld, um so viel zu verdienen, musste die Lewenhartbruderschaft gleich mehrere Menschen ermorden.

Nachdem Jasper und Meister Notke einander begrüßt und umarmt hatten, Jasper seine Reisetruhe geöffnet und dem Meister die in Gent gekauften Bücher gezeigt hatte und sie ein Gläschen gewürzten Glühweins getrunken hatten, erzählte Jasper von dem wichtigsten Auftrag seiner Reise.

„Ich bin bei allen gewesen“, sagte er. „Den Kaufleuten aus Piemont und der Lombardei, die Geld verleihen, überbrachte ich deine Briefe und gab dazu noch mündliche Erläuterungen. Falls bei ihnen ein gewisser Baron Renaud de Chaubery aus der Freigrafschaft Burgund auftaucht und Geld leihen will, müssen sie wissen, dass jener Ritter das Vertrauen etlicher Lübecker Kaufleute missbraucht hat, indem er von ihnen Geld lieh, ohne es zurückzuzahlen. Ich sagte, dass jener de Chaubery ein unverbesserlicher Leichtfuß ist, der von einem Turnier zum nächsten zieht, Gläubigern Geld abluchst, es verprasst und Jungfrauen und verheirateten Damen teure Geschenke macht und statt Abbezahlung immer wieder Aufschub erwirken will.“

„Was haben sie dir geantwortet?“, fragte Meister Notke.

„Die meisten lasen deinen Brief und besiegelten es mit Handschlag. Sie fragten nichts und begriffen, dass es für sie nützlicher ist, dir den Gefallen zu tun und dich in ihrer Schuld zu wissen. Manche gelangten nach kleinen Geschenken zu dieser Einsicht. Manche versprachen, dem Ritter vielleicht keine Absage zu erteilen, aber einen so hohen Zinssatz zu verlangen, dass ihm schnell die Lust auf einen Kredit vergeht. Und einer – ein Bankier aus Brügge – murmelte etwas und

sagte, dass er eine persönliche Fehde mit einem Lübecker Kapitän habe, dessen Schiff gerade im Hafen von Sluis lag. Wenn er zum Beispiel hört, dass mit diesem Kapitän auf der Seereise ein Unglück geschehen ist, liegt ihm jedweder Gedanke an einen Kredit für einen herumstreunenden Ritter aus Franche-Comté außerordentlich fern.“

„Und ist diesem Kapitän ein Unglück widerfahren?“, fragte der Meister schmunzelnd.

„Beinahe wäre etwas geschehen“, gab Jasper zurück. „Aber auf dem Schiff war zufällig ein sehr argwöhnischer Vogt. Er bezichtigte mich des Diebstahls, weswegen wir einen Wortwechsel hatten. Er verlangte zehn Mark Bußgeld von mir. Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass dieser Kapitän ein hoffnungsloser Säufer ist und sich in ein paar Tagen auf einer glitschigen Hafentreppe den Hals bricht.“

„Sehr gut“, murmelte Meister Notke. „Renaud bekommt in Flandern also keinen Kredit und ihm bleibt nur noch eine Möglichkeit, an Geld zu kommen.“

„Ich denke schon“, pflichtete ihm Jasper bei. „Zumindest ist sein Ruf in Flandern nun ausgesprochen schlecht. War er es, der dir ...“

„Ein Auge ausgestochen hat?“, fragte Meister Notke. „Nicht direkt. Es war sein Kaplan und Beichtvater, Foulques heißt er.“

„Der ist, hoffe ich doch, nun tot?“

„Oh ja, da hat sich Melchior drum gekümmert. Ziemlich geschickt für einen Apothekergesellen.“

Jasper schlug sich mit der Hand auf die Stirn. „Melchior! Natürlich! Ist er hier? Ich hätte etwas mit ihm zu besprechen.“

„Nein. Vielleicht ist er in ein paar Tagen zurück. Ist es etwas Wichtiges?“

Dann erzählte Jasper dem Meister, dass er im Hafenkrug zufällig das Gespräch zweier Männer gehört habe, von denen der eine mit einem heiligen Auftrag nach Reval unterwegs

zu sein schien, wo der alte Apotheker Wakenstede ihm aus irgendeinem Grunde im Wege sein könnte. Damit das nicht geschähe, wäre es klüger, ihn umzubringen.

„Ich dachte, das sollte ich Melchior mitteilen“, schloss Jasper.

„Wenn Melchiors Vater stirbt, würde er die Apotheke erben und sich eiligst nach Reval begeben“, sagte der Meister nachdenklich. „Ich habe aber andere Dinge mit diesem Jungen vor. Es wäre tatsächlich nötig, dass du ihn warnst. Um was für Männer könnte es sich da gehandelt haben?“

„Der Wirt kannte sie nicht. Als die Prügelei begann, machten sie sich schnell davon. Und noch eine Sache: Sie erwähnten mehrmals einen Gotlandteufel. Ich konnte nicht genau verstehen, wer damit gemeint ist. Auf jeden Fall muss es sich bei diesem Gotlandteufel um einen Mörder handeln.“

„Der Gotlandteufel?“ Der Meister dachte einen Moment nach. „Ich kann mich nicht erinnern, diesen Namen jemals gehört zu haben. Ich lasse die Männer morgen suchen“, beschloss er dann. „Schließlich verdanke ich Melchior mein Leben. Er hat mich gerettet. Obwohl das niemals hätte so geschehen dürfen.“ Er versank für einen Moment in Gedanken und brummte dann: „Andererseits, vielleicht hat es so sein sollen, dass ein ferner Nachfahre von Lewenhart Wakenstede dem Meister der Lewenhartbruderschaft das Leben rettet. Vielleicht war es göttliche Vorsehung. Als hätten die himmlischen Mächte uns Melchior zum Schutz geschickt.“

„Wie ist es eigentlich passiert?“, erkundigte sich Jasper. „Ich nehme an, in der Bruderschaft wissen das schon alle, aber das erste, was du tatest, als du wieder reden konntest, war, mich auf die Reise zu schicken. Ich weiß bis heute nicht, wer dieser Renaud überhaupt ist und warum er nicht tot ist.“

„Warum er nicht tot ist?“, wiederholte der Meister, nahm einen Schluck und schmunzelte gequält. „Aufgrund meiner Nachlässigkeit und eines unglücklichen Zufalls. Er ist ein

französischer Ritter, der Melchior's Geliebte Lucia freien wollte. Diese Ehe konnte ich nicht zulassen. Melchior muss ein Meistergiftmörder und Apotheker in Lübeck werden. Dazu wäre es sehr gut, wenn seine Frau Lucia Lodehoff wäre, deren Vater der bekannte und ehrbare Kaufmann Hermen Lodehoff ist. Aus einer solchen Verbindung erwüchse unserer Bruderschaft großer Nutzen.“

„Ich verstehe“, sagte Jasper. „Verdammt raffiniert.“

„Ich will hoffen, dass alles, was ich tue, verdammt raffiniert und verdammt nützlich für die Lewenhardtbruderschaft ist. Ich war auch im Sommer davon überzeugt, als Melchior und ich diesen Renaud aus dem Wege räumen wollten.“

„Was genau ist dann passiert?“

Der Meister erzählte, dass sie sich als Kölner Kaufleute ausgegeben hatten, mit Ritter Renaud und seinen Männern aßen und tranken, bis Melchior kapierte, dass er es sein ganzes Leben bereuen würde, wenn er Renaud jetzt nicht vergiftete. Melchior bewahrte das Giftfläschchen im Ärmel und passte den rechten Moment ab, um es den Franzosen ins Bier zu kippen. Dann aber stellte sich heraus, dass diese Südländer Bier und Wein nicht durcheinander trinken können, und als Renaud plötzlich sich und den Tisch vollgekotzt hatte, hielt sein Herold den Zeitpunkt für gekommen sich zurückzuziehen. Die Franzosen nahmen aber noch einen Krug Wein mit in ihr Schlafzimmer und der Meister hatte empfohlen, nachts leise in ihr Zimmer zu schleichen und diesen Krug zu vergiften.

„Es dürfte doch nicht allzu schwer sein, ein wenig Gift in den Wein der Franzosen zu träufeln, wenn sie sternhagelvoll waren?“, nahm Jasper an.

„Dieser Renaud war das wirklich, und sein Herold Jaufré kaum weniger. Der verdammte Kaplan aber war Abstinenzler und hatte vermutlich Verdacht geschöpft. Jedenfalls konnte er mit dem Dolch genauso gut umgehen wie mit dem Kruzifix und damit hatte ich wirklich nicht gerechnet.“

Der Meister und Melchior hatten bis in die späten Abendstunden gewartet. Als aus dem Schlafzimmer der Franzosen nur noch zufriedenes Schnarchen zu hören war, öffneten sie die Tür einen Spalt weit. In der Ecke brannte eine Kerze. Die drei Männer lagen nebeneinander auf dem Boden.

Lautlos wie eine Katze stieg der Meister über sie und goss das Gift in den Weinkrug. Im selben Moment schnellte der Kaplan mit dem Dolch in der Hand hoch und brüllte laut. Der Meister wollte aus dem Zimmer stürzen, aber da traf ihn der Dolch des Kaplans an der Schulter. Renaud sprang ebenfalls auf und fuchtelte mit seinem Schwert herum, zum Glück war er sturztrunken und kapierte weiter nicht viel. Andernfalls hätte er sowohl den Meister als auch Melchior in Stücke gehackt. Vermutlich traf er zuerst jedoch seinen eigenen Herold. Aber der Kaplan griff weiter an, er war verflucht geschickt mit seinem Dolch und traf den Meister im Gesicht. Es war ein brennend heißer Schmerzstich, der schlimmste Schmerz, den ein Mensch zu verspüren vermag, als der Dolch ihm ins Auge fuhr. Das Letzte, woran sich der Meister erinnerte, war, dass Melchiors Messer Kaplan Foulques Kehle von hinten durchtrennte.

Was folgte, hatte er erst später erfahren. Melchior hatte ihn am Arm gepackt, aus dem Zimmer in den Flur gezerrt und die Tür verrammelt. Auf den Lärm hin waren der Wirt und seine Stalljungen und Bediensteten nach oben gerannt. Sie konnten die Tür so lange zuhalten, bis Renaud kapierte, dass sein Kaplan tot war und sein Herold verwundet. In der Zwischenzeit hatte Melchior den bewusstlosen Meister in den Stall gebracht, seine Wunden verbunden, ihn auf einen Wagen geladen und sich eiligst auf den Weg nach Lübeck gemacht. Der Meister erinnerte sich nur daran, dass er am übernächsten Morgen unter entsetzlichen Schmerzen ein Auge geöffnet und gesehen hatte, dass neben ihm der beste Arzt von Lübeck saß. Er hatte fünf Dolchstiche bekommen, ein Auge verloren, von der Wange

bis zum Hals verlief eine tiefe Wunde, und unter der Achsel war das Schultergelenk durchtrennt. Aber er lebte. Jasper war in jenen Tagen in Wismar auf der Suche nach passenden Wirten für die Lewenhardtbruderschaft, und als er zurückkam, hatte der Meister ihn sofort nach Flandern geschickt.

„Ich hörte von meinen Freunden, dass Hermen Lodehoff schon von seinem grandiosen Schwiegersohn geprahlt hatte“, erzählte der Meister dann. „Lodehoff hatte einen Brief von Ritter Renaud bekommen, demzufolge er in der Nähe von Bremen überwintern und sich danach auf den Weg nach Lübeck machen würde mit dem festen Vorhaben, um Lucias Hand anzuhalten. Aber er hatte einen Boten zu ziemlich vielen Bankiers nach Flandern gesandt. Wir mussten also rasch handeln.“

„Und was ist jetzt mit Lucia?“, fragte Jasper, als der Meister geendet hatte.

„Lodehoff kann das Mädchen einfach nicht gegen ihren Willen verheiraten. Bloß ist nicht sonderlich schwer zu erraten, zu wessen Gunsten sich Lucia selbst entscheiden würde, für einen armen Revaler Apothekergesellen oder einen Ritter aus Burgund, auf dessen Ländereien sich zwei Schlösser, sechs Städte und achtzehn Kirchen befinden, wobei ich im Interesse der Wahrheit diese Zahlen mindestens halbieren würde. Wenn bloß nicht ...“

„Was?“

„Die Liebe“, sagte der Meister, schmunzelte wieder und zwinkerte mit seinem einzigen Auge.

„Keine einzige Liebe wiegt zwei Schlösser und den Adelsstand auf.“

„Hermen Lodehoff benötigt tausend Gulden, sofort und bar auf die Hand. Die nächste Sache ist Lucias Jawort. Und im Moment scheint mir, dass Lucia dem armen Revaler Apothekergesellen eine Chance geben will. Wenn der Grund dafür nicht Liebe ist, verstehe ich überhaupt nichts mehr von der Welt.“

„Und wo ist Melchior?“

„Ehrlich gesagt weiß ich das nicht. Er hat Lübeck vor ein paar Tagen verlassen, er ist Lucia hinterher, Lodehoff hat sie irgendwohin geschickt. Wohin und warum, weiß ich wirklich nicht.“

„Das hättest du doch rausfinden können.“

„Sicher. Aber das soll Melchior selbst machen. Nun hat er im Namen seiner Liebe schon getötet. Das hat er ganz gut hinbekommen. Möge er lernen und praktizieren, möge er sich mit der Fessel des Blutvergießens binden, möge er kämpfen um seine Liebe.“

„Und um die Zukunft unserer Bruderschaft?“

„Er weiß noch nicht, dass das dasselbe ist.“

„In welche Richtung hat er sich aufgemacht? Das weißt du doch?“

„Er nahm eine Fähre über die Stecknitzfahrt nach Süden Richtung Lüneburg, da ist Lucia hingebraht worden. Wahrscheinlich, das hoffe ich, hat er Lucia mittlerweile gefunden. Möge die Liebe nun ihre Arbeit tun.“

Meister Notke und sein ehemaliger Geselle Jasper Nygenborch sprachen noch bis tief in die Nacht miteinander, sie beratschlagten über die Zukunft der Lewenhardtbruderschaft und erörterten, wie man sie stärker und größer machen könnte und was für heimtückische Methoden es auf der Welt gibt, um jemandem das Lebenslicht auszuhauchen.

Zur gleichen Zeit, als Jasper Nygenborch und Meister Kersten Notke im Hause der Lewenhardtbruderschaft saßen und sich unterhielten, hockte der junge Apothekergeselle Melchior in Mölln, eine Tagesreise südlich von Lübeck. Lucia hatte er noch nicht gefunden, aber er hatte eine ziemlich genaue Vorstellung davon, wo sie sein konnte.

Das kleine und schmucke Mölln liegt am Ufer eines Sees und seit uralten Zeiten führt die Salzstraße, die Lübeck so reich gemacht hat, durch diese Stadt. Über diese Straße wird Salz

über die ganze Ostsee verschifft – nach Livland und Schweden bis hin zum Peterhof in Nowgorod. Im Süden, in Lüneburgs berühmten Salzgruben, nimmt diese Straße ihren Anfang, von dort führt sie nach Norden bis nach Lübeck. Vor ein paar Dutzend Jahren aber wurde neben der Salzstraße ein Kanal gegraben – eine Verbindung zwischen den kleinen Flüssen Delvenau und Stecknitz. Diese unermessliche Arbeit hatte beinahe neun Jahre gedauert und wegen des Kanals hatte es sogar Krieg zwischen Lübeck und dem Herzog von Lüneburg gegeben. Aber letztendlich wurde der Kanal fertig und nun gab es einen Wasserweg zwischen Lübeck und Lüneburg. Statt Fuhrwerken bewegten sich nun Salzprahme zwischen den Städten, die das weiße Gold direkt bis ans Holstentor brachten. Geld und Reichtum flossen nun buchstäblich über einen Kanal nach Lübeck.

Melchior war aber nicht mit einem Prahm nach Mölln gekommen, sondern über die Salzstraße auf dem Rücken eines klapprigen Maultiers. Er ließ das Tier gemächlichen Schrittes gehen, was ungefähr dasselbe Tempo wie das des Prahms war, den Melchior den ganzen Tag durch die Bäume und Sträucher hindurch im Auge behalten hatte. Der Prahm war ein langes Boot mit sehr flachem Boden, das drei Männer mit Stöcken voranstießen. Sie gehörten der Gilde der Stecknitzfahrer an, die in Lübeck ihr eigenes Gildengebäude und in den Städten und Dörfern am Kanal eigene kleinere Gebäude und Kapellen hatten. Da zwischen Mölln und Lübeck vier Schleusen gebaut waren, gab es beinahe keine Strömung, weswegen man den Prahm stakend fortbewegen musste. Und obwohl die Reise nach Lüneburg einen Prahm drei Wochen kosten konnte – hinter Mölln gab es noch viel mehr Schleusen –, gelangte er ziemlich schnell nach Mölln. Auf dem Weg nach Lüneburg waren die Prahme leer, sodass sie Reisende mitnehmen konnten. Genau eine solche Reisende behielt Melchior vom Flussufer aus im Blick und folgte ihr auf dem Fuße.

Diese Reisende war eine rundliche Frau mittleren Alters in bürgerlicher Kleidung, sie hieß Filomena und war die Kammerjungfer von Kaufmann Lodehoffs Tochter Lucia.

Lucia selbst war schon vor etlichen Wochen aus Lübeck verschwunden. Melchior wusste nur, dass ihr Vater sie irgendwohin hatte bringen lassen, ziemlich bald nach Erhalt einer Nachricht von Ritter Renaud de Chaubery aus Burgund. Dieser Ritter, den Melchior nun als seinen Rivalen, Konkurrenten und Erzfeind betrachtete, sollte in der Nähe von Bremen bei einem Grafen zu Gast sein und einen Kredit bei lombardischen Geldgebern arrangieren.

Der junge Melchior Wakenstede konnte in seinem irdischen Dasein eine Reisetruhe mit Apothekerutensilien, zwei Bücher, einen kupfernen Kerzenhalter, die Halskette seiner Mutter, zwei Paar Hosen, einen warmen Wams, ungefähr fünfzig Mark und genau ein Lübecker Goldstück sein eigen nennen, sogar dieses erbärmliche Maultier war nur geliehen. Sein Rivale war ein Baron und hatte mindestens ein Schloss, zwei Streittrosse, zahlreiche Dörfer und eine Hundertschaft von Dienern. Dieser Kampf schien aussichtslos.

Trotzdem war Melchior in Mölln und lungerte in einem Krug vor der Stadtmauer zwischen einem Dutzend Reisenden auf dem Fußboden herum. Er behielt die Tür zum Hinterzimmer scharf im Auge, in dem für die Nacht drei Frauen, unter ihnen Filomena, untergebracht waren.

Seit Lucia aus Lübeck fortgeschafft war, hatte Melchior Filomena in der Stadt beobachtet, sie verfolgt und versucht sie anzusprechen. Doch sobald Filomena Melchior erblickte, keifte sie ein paar italienische Flüche und bedachte Melchior mit dem Satanszeichen – wobei der Daumen die beiden mittlere Finger in die Handfläche drückt, während kleiner und Zeigefinger ausgestreckt sind. Melchior war für Filomena der Satan, den man von ihrer Herrin fernhalten musste, und

Melchior hörte aus Filomenas Mund kein einziges anderes Wort als italienische Flüche.

Meister Notke um Hilfe zu bitten traute er sich nicht. Er hätte durch Melchiors Leidenschaft schon beinahe den Tod gefunden. Außerdem war der Meister immer noch schwach und ging nicht außer Haus. Es war jetzt sein eigener Krieg – ein armer Apothekergeselle gegen einen französischen Baron – und Melchior würde ihn führen, solange Lucia noch keine Baronin war. Also hatte er Filomena sorgfältig im Auge behalten und gesehen, wie sie sich eines Morgens auf eine längere Reise vorbereitete, sie packte einen großen Korb und wurde mit den Stecknitzfahrern in der Nähe des Holstentores handelseinig. Der Prahm fuhr langsam, Melchior hatte Zeit genug, bei den Ställen der Hafenspeicher vorbeizuschauen und sich ein kümmerliches Maultier auszuleihen, und gegen Mittag hatte er den Prahm auf der Salzstraße beim Dorf Krummesse eingeholt.

Melchior schlief schlecht. Seit der Zeit, als er mit dem Meister in einem Krug am Wegesrand auf Ritter Renaud gestoßen war, schlief er schlecht. Sein Geist und seine Seele durchlebten immer wieder jenen Moment, als er im Halbdunkel des Zimmers das Messer gezogen hatte, Mönch Foulques an der Kapuze gegriffen und ihm die Kehle durchtrennt hatte. Jedes Mal vor dem Einschlafen stand ihm Foulques' Gesicht vor Augen und verfolgte ihn in seinen Träumen. Manchmal redete Foulques mit ihm, aber worüber genau, daran konnte sich Melchior am Morgen nicht mehr erinnern. Melchior war in Lübeck zur Beichte gegangen und hatte gestanden, dass er einen Menschen getötet hatte. Er hatte erzählt, dass er es tun musste, weil er keine Wahl hatte, er musste das Leben seines Freundes und höchstwahrscheinlich auch sein eigenes retten, und der Priester hatte es wohl dahingehend verstanden, dass Melchior es in einer Schlacht getan habe. Er fragte, ob Melchior es bereute. Das Schlimmste war aber eben vermutlich, dass Melchior nicht bereute. Er empfand

entsetzlichen Schmerz, wenn Foulques' Gesicht wieder vor ihm erschien, und manchmal schrie er gewiss im Schlaf, wenn er abermals jenen Moment durchlebte, in dem sein Messer in lebendiges Fleisch eindrang ... Aber er bereute nicht. Foulques hatte Meister Notke mit seinem Dolch bestialisch zugerichtet. Melchior stand vor der Wahl zu fliehen und den Meister sterben zu lassen oder Foulques zu töten. Als hätte ihm jemand etwas eingeflüstert und als hätten seine Hände von selbst agiert, riss er den Mönch am Schopf hoch und machte eine einzige Bewegung. Warmes Blut spritzte auf seine Hände. Renaud fuchtelte mit dem Schwert und grölte – er begriff offenkundig nichts von dem, was passiert war, und wusste es wahrscheinlich bis heute nicht. Jedenfalls bereute Melchior nicht. Er quälte sich, aber er bereute nicht. Der Meister hatte sein Leben gerettet und er hatte nicht das Recht, Foulques den Meister töten zu lassen.

Am meisten quälte den jungen Melchior wahrscheinlich, dass er nicht wusste, wie er seinem Vater sagen sollte, dass er einem Menschen die Kehle durchtrennt hatte. Und dass er es nicht bereute. Das von Foulques vergossene Blut verband ihn jetzt mit der Lewenhardtbruderschaft.

Was aber das Seltsamste war: Unter dem Fluch des Wakenstedegeschlechts hatte Melchior seither nicht mehr gelitten. Nach der Ermordung Foulques', als er in wahnsinniger Raserei den Meister mit sich gerissen hatte, um sich herum Tod und Blut gesehen und gespürt hatte, als er gemordet hatte – da hätte ihn der Wakenstedefluch treffen müssen, jener körperliche Ausnahmezustand, der sein Geschlecht beim Anblick eines unnatürlichen Todes überkommt. Aber es geschah nicht. Melchior hatte es geschafft, Meister Notke zu retten, er hatte nüchtern und kaltblütig gehandelt, und der Fluch hatte ihn nicht getroffen. Nicht in jener Nacht und auch nicht in der darauffolgenden. Ja, Melchior schlief schlecht, aber niemals war er so nah mit Tod und Mord in

Berührung gekommen wie in jener Nacht. Trotzdem ließ ihn der Fluch unbehelligt.

Melchior träumte in dieser Nacht in Mölln durcheinander von Foulques und Lucia und war am Morgen beim ersten Geräusch hellwach. Er öffnete die Augen langsam einen Spalt und sah, wie Filomena das Hinterzimmer verließ. Den großen Korb hatte sie in der Hand, einen Mantel darüber geworfen.

Melchior wartete, bis Filomena den Krug verlassen hatte, trat dann vorsichtig über die schlafenden Reisenden, öffnete die Tür und atmete alsbald die erfrischende Luft des Frühherbstes ein.

Sofort sah er die in einen Mantel gehüllte Gestalt von Filomena, die forsch den Weg an der Stadtmauer entlangschritt, und folgte ihr unbemerkt. Tatsächlich ahnte Melchior, wohin Filomena ging. In dem kleinen Mölln konnte es nicht viele Orte geben, wo Lucia sein konnte. Sie durchquerten den Kirchgarten, wo dem Hörensagen nach Till Eulenspiegel begraben worden war, und zwar stehend, weil das sein letzter Wille war, um am jüngsten Tag noch Schabernack treiben zu können. Gestern im Krug plauderten die Wandersleute lange von ihm und manche wussten sogar zu berichten, dass Eulenspiegels Geist des Nachts auf dem Friedhof herumspukete.

Filomena brauchte ungefähr eine halbe Stunde bis zu ihrem Ziel, bei der Kirche überquerte sie eine Brücke, dann ging es durch die erwachende Möllner Vorstadt und weiter über die Landstraße, wo sie nicht mehr allein waren. Trotz der frühen Stunde wanderte hier eine Gruppe von Pilgern, die schäbige Umhänge trugen und einen Stock in der Hand hatten.

Von der Landstraße bog ein Seitenweg in ein Wäldchen ab und bald wurden durch die Bäume eine rote Ziegelmauer, Gerüste, Speicher und kleinere Bauernhöfe mit Reetdach sichtbar. Und dann ein Kirchturm.

Filomena ging zum Nonnenkloster der heiligen Birgitta von Marienwohlde.

Melchior wusste von diesem Kloster, da es ein Schwesterkloster von Sankt Birgitten in Reval war und einst von den Schwestern und Brüdern aus Birgitten gegründet worden war. Im Birgittenkloster war Melchiors Schwester Agatha Gärtnerin und im Kloster von Marienwohlde wurde die Geliebte von Melchior festgehalten. Dass seine Schwester nun in Sankt Birgitten lebte, war mehr oder weniger alles, was Melchior von Agatha wusste. Ob sie dort glücklich oder unglücklich war, ob sie ihre Wahl bereute und zurück in die profane Welt wollte oder bei der Jungfrau Maria Freude fand, davon hatte Melchior nicht die geringste Ahnung.

Kloster Marienwohlde war kleiner als Sankt Birgitten und es war natürlich aus roten Ziegelsteinen errichtet. Es wurde von einer Mauer umgeben und um die Mauern herum befand sich ein kleines Dorf. Gerade wurde das Vieh auf die Weiden getrieben, Hunde liefen kläffend umher, am Brunnen hörte man schallendes Frauengelächter, aus der Schmiede drangen Hammerschläge ans Ohr und eine größere Gruppe von Männern reparierte ein Reetdach, auf das ein Sturm einen mächtigen Baum hatte fallen lassen. Melchior versteckte sich und beobachtete Filomena, die zum Klostertor ging, dort an der Klingel zog und abwartete. Nach einer Weile erschien der Klosterknecht, sie unterhielten sich flüchtig und Filomena wurde eingelassen.

Melchior überlegte kurz und hielt es für vernünftiger abzuwarten. Er stapfte ins Dorf und kaufte sich für ein paar Pfennig etwas zu essen und zu trinken. Dann trottete er in den Wald, der das Kloster von der Landstraße trennte, setzte sich auf einen Stein, kaute sein Brot, biss sich dazu ein Stück Speck ab, trank Bier und wartete auf Filomena.

Sie kam ungefähr zwei Stunden später und bemerkte Melchior schon von Weitem. Ihr Unmutsausruf war selbst über diesen Abstand gut zu hören. Selbstverständlich bedachte sie Melchior auch gleich mit dem gehörnten Satanszeichen. Er

beachtete sie nicht, aß weiter sein Brot und wartete. Fliehen konnte Filomena nirgendwohin.

„Du verfluchtes Rindvieh!“, schrie Filomena wütend. „Du ewige Bestie und Höllentier!“ Weiter verwünschte sie Melchior auf Italienisch, wünschte ihm alle möglichen Plagen an den Hals und tat es so lange, bis ihre Worte aufgebraucht waren, sie näher kam und aufschluchzend neben Melchior auf den Stein sank.

„Was habe ich dir oder deiner Herrin Böses angetan?“, fragte Melchior.

„Du belästigst sie, leitest sie in die Irre und verführst sie und willst sie entehren!“, erwiderte Filomena stöhnend.

„Ich schwöre im Namen des heiligen Lukas, dass ich niemals solche Gedanken gehabt habe“, antwortete Melchior. „Warum ist Lucia im Kloster?“

„Ich kann dir das nicht sagen, weil ich Angelegenheiten aus meinem Hause nicht an fremde Herumtreiber weitererzähle.“

„Ich bin kein Herumtreiber. Meine Schwester ist Nonne in einem ebensolchen Birgittenkloster und mein Vater besitzt ein Haus in der Stadt Reval, er ist ein ehrenwerter Bürger der Stadt und Apotheker. Ich habe mich niemals ehrlos gegenüber Lucia verhalten.“

„Aber du bist arm!“, platzte es aus Filomena heraus.

„Das wird nicht ewig so bleiben.“

Melchior bot Filomena Brot an, was sie gierig zu kauen begann, während sie sich fluchend darüber beklagte, dass ihr die Nonnen im Kloster nichts zu essen gegeben hatten.

„Ich möchte sie sehen“, sagte Melchior dann.

„Du zerrst sie ins Verderben!“, rief Filomena. „Lucia ist noch jung, sie kennt die Männer nicht!“

„Ich möchte sie sehen“, wiederholte Melchior. „Möge sie selbst mir sagen, wie ich sie belästige und ins Verderben stürze.“

„Aber sie will dich nicht sehen!“, sagte Filomena patzig.

„Hat sie selbst das gesagt?“

Filomena antwortete zunächst nicht, grapschte sich den Bierkrug und nahm einen großen Schluck. „Lucia ist noch jung“, begann sie dann schulmeisterlich. „Sie weiß selbst noch nicht, was sie will oder nicht will. Sie muss gehorsam sein und sich belehren lassen. Versuch nicht, mich zu verleiten, ich gebe dir diesen Ring nicht, denn daraus folgt nur Elend und Untergang. Die Dinge sind so auf der Welt eingerichtet, dass Eltern wissen, was für ihre Kinder das Allerbeste ist ...“

„Was für ein Ring?“, fragte Melchior zwischendurch. „Was für einen Ring gibst du mir nicht?“

Jetzt biss sich Filomena auf die Lippen. Melchior musste sie noch eine ganze Weile bearbeiten, aber schlussendlich gestand Filomena. Sie war auf dem Weg zurück nach Lübeck, wo sie Melchior aufsuchen und ihm einen Ring geben sollte, der als Erkennungszeichen dienen würde: Wer ihn vorzeigte, dem würde im Kloster Marienwohlde gestattet, Fräulein Lucia zu treffen. Es war der Ring von Herrn Lodehoff. Ferner sollte Filomena Melchior sagen, wo Lucia war. Das alles wollte Filomena unter keinen Umständen tun, was sie am Klostertor vor dem Bild von der heiligen Jungfrau auch geschworen hatte, weswegen ihr nun entsetzliche Seelenpein erwuchs, weil sie entweder der heiligen Jungfrau oder ihrer Herrin gegenüber lügen musste. Und nun war sie im Wald auf Melchior gestoßen, der sie bedrängt und in Versuchung geführt hatte, wie er auch schon Lucia bedrängt und in Versuchung geführt hatte ...

„Ich bringe dir diesen Ring nach Lübeck zurück“, versprach Melchior. „Und ich schwöre im Namen meines Seelenheils, dass ich niemandem von dem Ring erzähle. So kannst du dein Versprechen an die heilige Jungfrau halten, denn du hast mich nicht in Lübeck aufgesucht und mir den Ring gegeben. Du hättest ihn zum Beispiel auf dem Weg verlieren können.“

Filomena schluchzte noch einmal auf und nickte. Als sie sich bald danach vom Stein erhob, fiel aus ihrem Gürtel aus Versehen ein Ring herunter.

Am Nachmittag desselben Tages, als die Schwestern in Marienwohlde die None gebetet hatten, zog ein junger Pilger an der Klingelschnur des Klosters. Er trug einen zerfetzten Umhang mit Kapuze, schlechte Sandalen an den bloßen Füßen und einen Ranzen über der Schulter. Er stand untertänig da und wartete, bis der Knecht kam und ihn einließ. Das Almosenhaus war gleich neben dem Tor und das für die Pilger bestimmte Häuschen ebenfalls. Der junge Pilger hätte dort eine Schale Brei bekommen können, eine Scheibe Brot und Bier, und er hätte dort mit anderen die Nacht verbringen können. Der Pilger aber zog einen Ring von seiner Halschnur, zeigte ihn dem Knecht und bat ihn, ihn zur Hospitaliterin zu führen, da er eine wichtige Botschaft für eine Person habe, die hier im Kloster lebte.

Der Knecht ließ ihn warten. Im Innenhof des Klosters Marienwohlde warfen die letzten Sträucher ihre Blätter ab, dazu gab es reichlich Wacholder, hier war es ruhig und friedlich und die Ziegelsteingewölbe des Kreuzgangs, in dem sich der Pilger befand, wurden von Rosensträuchern geschmückt. Er musste ziemlich lange warten, bis endlich eine Frau im Nonnengewand der heiligen Birgitta kam, die offenbar die Hospitaliterin des Klosters war. Es war eine ältere Frau mit strengem Blick, sie streckte gebieterisch ihre Hand aus, verlangte nach dem Ring und nahm ihn vorsichtig, um den Pilger nicht zu berühren, an sich. Sie untersuchte ihn aufmerksam und argwöhnisch. Der Pilger lüftete seine Kapuze und schaute die Hospitaliterin unterwürfig und offenherzig an, woraufhin sie schließlich etwas brummte, nickte und dem Pilger auftrug, ihr zu folgen.

Sie gingen durch ein kleines Tor und einen dunklen Gang und dann eine Treppe hinauf. Der Pilger wurde in einen

Raum gelassen, in dem ein Stuhl stand und ein Kruzifix an der Wand hing. In der Wand war ein vergittertes Fenster eingelassen, das sich zu einem Nebenraum öffnete. Das Gitter war so dicht, dass gerade eine Hand hindurchpasste, ein Kopf aber nicht. Das musste das Gästeparlatorium sein, der Raum, in dem sich die Klosterinsassen mit Gästen treffen und unterhalten konnten. Die Hospitaliterin ließ den Pilger sodann warten, und wiederum musste er eine ziemlich lange Zeit ausharren, ehe auf der anderen Seite des Gitters eine Tür aufging und zwei Menschen eintraten. Eine von ihnen war besagte Hospitaliterin und die andere ... ja, die andere war Lucia Lodehoff.

Sie trug ein einfaches helles Kleid aus grober Wolle und ihre dunklen Haare waren nicht zu einer stolzen Frisur geformt, sondern auf fromme Art über den Kopf gekämmt und mit einem Band zusammengebunden. Ihre Stirn war von einem dünnen Schleier bedeckt. Lucia schaute den jungen Pilger neugierig an und sah vermutlich einen Fremden vor sich.

Melchior Wakenstede aber betrachtete Lucia aus seiner breiten Kapuze heraus und sein Herz setzte für ein paar Schläge aus, die Röte stieg ihm ins Gesicht und seine Handflächen wurden feucht. Er traute sich nicht zu sprechen, weil er fürchtete, dass ihn die Erregung seiner Stimme verraten würde.

„Dieser Mann soll dir auf Bitten deines Vaters etwas überreichen“, sagte die Hospitaliterin und setzte sich auf eine Bank an der Wand. So war es hier im Kloster Sitte, junge Frauen durften nur in Anwesenheit einer älteren Schwester mit Besuchern reden, die Sorge dafür tragen musste, dass in diesem Raum nichts Unziemliches gesagt oder getan würde.

Lucia Lodehoff war niemals schöner gewesen als jetzt. Sie war auch nicht so schön gewesen, als Melchior sie das letzte Mal gesehen hatte – und das war, als sie nackt in einer Wanne mit Rosenwasser gesessen hatte. Das grobe unförmige Kleid und

der leichte Schleier um ihren Kopf betonten ihre natürliche Schönheit, förderten ihren Geist zutage und zeigten, wie sie tatsächlich war. Das helle Kleid betonte gewissermaßen ihren dunklen Teint und aus diesem Gegensatz entstand eine neue Schönheit. Lucia war einfach, wunderschön, unschuldig und um sie herum funkelte Licht, als wäre sie ein Engel. Sie stand da und beäugte neugierig den fremden Pilger, der sein Gesicht unter einer Kapuze versteckte.

„Wer bist du, Mann?“, fragte Lucia und setzte sich dann auf der anderen Seite des Gitters Melchior gegenüber.

Melchior holte tief Luft, bevor er den Mund aufzumachen wagte und bemühte sich, Ruhe in seine Stimme zu bekommen. „Ein Büßer“, sagte er dann.

„Und wie heißt du?“

„Büßer haben keinen Namen.“

„Warum bist du hier?“

„Ich kam in Lübeck zufällig in den Laden deines Vaters und er bat mich, dir eine Nachricht zu überbringen, da mein Weg mich über Mölln führte“, sagte Melchior und entnahm Lucias heftigem Atmen, das sie zu unterdrücken versuchte, dass sie seine Stimme endlich erkannt hatte. Er lüftete die Kapuze jedoch noch nicht.

„Und wo ist diese Botschaft?“, fragte sie dann leise.

Melchior griff in seine Westentasche, zog einen aufgerollten Brief hervor und überreichte ihn Lucia durch das Gitter. In der Ecke hob die wachsame Hospitaliterin ihren Kopf und schaute argwöhnisch, ob sich ihre Hände nicht berührten. Für einen Moment hielt Melchior die Rolle an einem Ende fest und Lucia tat es ebenfalls. Nur dieses Stück Papier war zwischen ihnen und verband sie miteinander. Dann nahm Lucia den Brief, rollte ihn auf und las ihn. Gleichzeitig schob Melchior seine Kapuze zurück und enthüllte sein Gesicht. Er verschlang Lucias Gesicht mit seinen Augen, er wollte keinen einzigen Augenblick auslassen, er musste jeden Ausdruck von

Lucia sehen, jedes Stirnrunzeln, Schmunzeln oder Erröten. Lucia las langsam und mehrmals, ihre Augen glitten über den Brief und dann wieder zurück zum Beginn und ihre Lippen wiederholten langsam und lautlos die Wörter, als wolle sie sich den Inhalt des Briefes einprägen.

„Richte meinem Vater aus, dass ich sehr dankbar für die Belehrungen bin, die er mir schickt“, sagte Lucia dann.

„Das tue ich“, sagte Melchior.

„Er erinnert mich an ein Gedicht. Er schreibt daraus direkt mehrere Strophen ab. Aber er sagt nicht, wer das Gedicht geschrieben hat.“

„Petrarca“, sagte Melchior und errötete nun bis über beide Ohren.

„Oh, natürlich! Wie dumm von mir, dass ich das nicht sofort erkannt habe. Das ist ganz sicher Petrarca. Ein sehr frommes und schönes Gedicht.“

„Offenbar“, murmelte Melchior.

„Bat mein Vater nicht, mir mündlich etwas auszurichten?“, fragte Lucia und schmunzelte dabei leicht.

„Nur seine besten Wünsche und er bat seine Liebe zu bekräftigen.“

„Seine Liebe? Könnte ich daran jemals zweifeln?“, sagte Lucia. Sie ließ ihre Finger sanft über den entrollten Brief gleiten, sie berührte die Zeilen, die Melchior in seinen schlaflosen Nächten geschrieben hatte, ihre Engelsfinger liefen über die lyrischen Worte, die Melchior aus seinem Herzen aufgefangen und danach mit schmerzender Seele zu Papier gebracht hatte. Jetzt berührte Lucias Hand diese Zeilen und mit der anderen Hand berührte sie für einen Moment die Brust über ihrem Herzen.

„Mit großer Mühe und Anstrengung fand mein Vater endlich einen passenden Bräutigam für mich und all das tat er aus väterlicher Fürsorge und Liebe“, fuhr Lucia fort. „Mein Bräutigam ist ein französischer Baron, der viele Schlösser

besitzt und unendlich reich ist. Er braucht nur noch ein paar Monate, um meinen Brautpreis zusammenzubekommen, und dann steht der Bekanntgabe unserer Verlobung nichts mehr im Wege. Ich habe ihn zwar noch nicht gesehen, aber es heißt, dass er jung und sehr schön sei, ein edler und tapferer Ritter, der auf vielen Turnieren gekämpft hat. Wie könnte ich also einen solchen Bräutigam verschmähen? Und wie könnte ich meinem Vater nicht dankbar sein, der mich zur Lehre ins Kloster schickte, um die Sitten von adligen Damen zu erlernen. Meine Lehrerin ist die ehrwürdige Hospitaliterin Schwester Katharina persönlich, die einem edlen Grafengeschlecht entstammt und sogar am Hofe des Kaisers gewesen ist und ...“

„Wir schwatzen!“, bemerkte Schwester Katharina nun streng. „Wir schwatzen mit Fremden über irdische Dinge!“

„Ich bitte um Vergebung, liebe Schwester“, sagte Lucia eilig. „Ja, es gehört sich nicht, über irdische Dinge zu schwatzen. Wohin führt dich dein Weg, Pilger? Nach Jerusalem?“

„Ich gehe dorthin, wohin mich der hellste Stern am Himmel führt.“

„Und warum tust du das?“

„Weil mir ein Engel erschienen ist und das Himmelreich gezeigt hat.“

„Dann musst du glauben und unerschütterlich hoffen, dass du dorthin gelangst“, sagte Lucia. Sie schwieg einen Augenblick und sprach dann langsam weiter, wobei sie Melchior unentwegt in die Augen schaute. „Gestern wurde uns von der heiligen Birgitta berichtet. Sie verlor niemals die Hoffnung. Der Heilsbringer hat sich ihr offenbart, als sie in einem fremden Land war, in Rom, und ihr gesagt, dass sie auf Pilgerfahrt nach Jerusalem gehen muss. Der Heilsbringer versprach ihr Wegweiser zu sein und versicherte, er werde bei ihr sein, egal welche Schwierigkeiten sich vor Birgitta auftun würden. Und Birgitta folgte ihrer Offenbarung, sie ging fest

entschlossen, stetig und tapfer, obwohl sie beinahe schon die Hoffnung verloren hatte, Jerusalem jemals zu erblicken.“

„Aber sie kam an?“, fragte Melchior.

„Ja, weil sie in die Wahrheit ihrer Offenbarung glaubte und der Heilsbringer jeden Schritt bei ihr war, er hielt sie in seinem Herzen und vergaß sie für keinen Moment. Es gab viele Versuchungen auf ihrem Wege, ein entsetzlicher Sturm ließ Birgittas Schiff auf Klippen zerschellen und raubte ihre ganze Habe. Aber sie kam mit dem Leben davon und erreichte das Heilige Land.“

„Weil sie an ihre Offenbarung glaubte?“

„Liebe und Glaube führten sie ans Ziel und dafür wurde sie in Jerusalem tausendfach entlohnt. Dort erschien ihr der Heilsbringer erneut und er blieb bis zum Ende ihres Lebens bei Birgitta, in Seligkeit vereint.“

„Manche behaupten, dass es sich dabei nur um Trugbilder gehandelt habe“, sagte Melchior vorsichtig und hörte, wie Schwester Katharina in der Ecke böse hüstelte. „Manche behaupten, dass Birgitta von ihrer großen Frömmigkeit im Kopf verwirrt war und sich diese Offenbarungen nur eingebildet hat. Außerdem gibt es Leute, die sagen, dass es Versuchungen des Teufels waren und mit Birgitta nur gespielt wurde.“

Auf diese Worte hin hustete Schwester Katharina nun ziemlich heftig und erhob sich. „Hier im Kloster, Pilger, dulden wir derartige Geschichten nicht!“, fauchte sie.

„Aber Birgitta wurden viele Male Bestätigungen geschickt, dass diese Offenbarungen wahrhaftig durch den Heiligen Geist geschehen sind“, sagte Lucia beherzt. „Auch Birgitta wurde von Zweifeln gequält, auch sie fürchtete, dass diese Offenbarungen nur Wahnsinn sein könnten. Aber was kümmert es mich, sagte sie sich. Selbst wenn es Wahnsinn ist, so ist es ein süßer Wahnsinn und der ist in ihrem Herzen und nach seiner Anleitung wollte sie ihren Weg verfolgen.“

„So etwas hat sie wahrhaftig niemals gesagt“, bekundete Schwester Katharina.

„Aber sie erhielt immer wieder den Beweis, dass die Offenbarungen ausschließlich ihr und niemand anderem galten“, sagte Lucia. „Und das gab ihr Kraft und ließ sie nicht vom Wege abkommen.“

„Auch ich habe nicht vor vom Wege abzukommen“, sagte Melchior. „Ich schwöre, bis zum Ende auf dem Weg der Offenbarung meines Engels zu schreiten.“

„Tu das, Pilger! Tu das, glaube und hoffe, und mein Herz sagt mir, dass du zu dem gelangen wirst, was dir der klarste Stern gezeigt hat. Du musst glauben, dass dieser Stern immer bei dir ist, selbst wenn du ihn nicht siehst, und dir selbst in der bittersten Stunde den Weg weisen will, wenn es keine Hoffnung mehr gibt und deine Schiffe an Klippen zerschellt sind.“

Lucia verstummte und warf erneut einen Blick auf den Brief mit Melchiors unbeholfenen Gedichtzeilen.

„Ich werde es tun“, sagte Melchior. „Deine Worte haben mir neue Hoffnung gegeben. Obwohl ich zwischenzeitlich schon zweifelte, ob ich meinen Stern überhaupt schon einmal gesehen hatte.“

„Daran darfst du nicht zweifeln. Ich bin sicher, dass alle, die dich lieben, in ihren Gebeten bei dir sind“, antwortete Lucia, hob das Gedicht an ihren Mund, berührte es mit den Lippen und reichte es Melchior durchs Gitter zurück. „Die lehrreichen Worte meines Vaters sind jetzt in meinem Herzen und meinem Sinn“, fügte sie hinzu. „Ich vertraue sie nun wieder deinen Händen an, damit keine fremden Augen sie erblicken.“

Abermals blieben ihre Finger lange an der Briefrolle haften, sie war zwischen ihnen und verband sie miteinander, bis Melchior sie an sich nahm und in seinen Ärmel gleiten ließ.

Am nächsten Morgen tauschte er im Krug von Mölln mit dem Pilger wieder die Kleider und machte sich auf den

Heimweg nach Lübeck, wofür er zwei Tage brauchte. Die Oktobersonne war noch warm und heizte die Erde auf. Am Himmel flogen Schwärme von Wildgänsen vorüber. Melchior ließ das Maultier langsam auf der alten Salzstraße trotten und über den Kanal zogen Prahme, von denen ihm Grüße zugerufen wurden, die er erwiderte. Sein Kopf schäumte über von Gedanken und Träumen, sein Herz pochte in schmerzlicher Freude und seine Seele schrie vor Beklemmung. Er wusste, dass ihm ein Krieg bevorstand, den zu gewinnen ihn zwingen würde, seine Gefühle aus Herz und Seele zu verbannen. Diesen Krieg konnte er nur mit kaltem Verstand und Grausamkeit gewinnen. Wenn ihn das Schicksal in eine Schlacht führte, musste er sie annehmen, und nur List würde ihm zum Siege verhelfen. Melchior hatte kein Recht mehr, sich zu verweigern und alles als Trugbild oder blinde Träumerei anzusehen. Jetzt hatte er geschworen und war vereidigt.

In Lübeck traf er im Hause von Meister Notke auf Jasper und freute sich sehr, den alten Freund nach so langer Zeit wiederzusehen. Er hörte, wo Jasper in der Zwischenzeit gewesen war, und erfuhr Neuigkeiten über Renaud de Chaubery, der von den flämischen Bankiers keinen Kredit bekommen würde. Die Lübecker Kaufleute würden einem fremden französischen Ritter bestimmt kein Geld leihen, umso weniger, als es einen ihrer Konkurrenten am Leben erhalten würde. Renaud blieb nun nur noch eine Möglichkeit, an Geld zu kommen, aber das war eine Sache, die alle Adligen wie den Scheiterhaufen fürchten.

Außerdem hörte Melchior, in jenen Tagen habe sich in Lübeck ein Mann Richtung Reval auf den Weg gemacht, der möglicherweise seinen Vater töten wollte.

„Dieser Mann wurde vor deinem Vater gewarnt“, erzählte Jasper. „Er hat einen Mordauftrag und ihm wurde mitgeteilt, dass dein Vater ihn entlarven und ins Verderben stürzen könnte.“

Der Mann versprach, wenn Apotheker Wakenstede ihm in die Quere komme, würde er sterben. Weiter erwähnten sie noch einen Gotlandteufel.“

„Wer ist der Gotlandteufel?“, fragte Melchior.

Es war Meister Notke, der darauf antwortete. „Ich ließ Erkundungen in der Hafengegend einziehen. Genaues wusste niemand, aber ein Wirt am Rosentor hat einen Mönch zu einem anderen sagen hören: *Der Gotlandteufel fährt nach Reval und straft alle mit dem Tod, die ihm verdient haben.* Mir gelang es nicht in Erfahrung zu bringen, um welche Mönche es sich handelte. Wenn du deinem Vater schreiben willst, Sorge ich dafür, dass der Brief noch diesen Herbst ankommt.“

Zu dieser Jahreszeit gab es keine direkten Schiffe nach Reval mehr. Natürlich fuhren noch kleinere Schiffe von Lübeck nach Dänemark, Schweden und in den Ordensstaat nach Danzig und Königsberg. Wenn man den Schiffskapitänen Botschaften mitgab, gaben sie sie im Hafen an die Ratsboten weiter. Auch der Rat von Lübeck hatte Boten, die zu Pferde unterwegs waren, egal, wie schlecht das Wetter war. Im Ordensland warteten in den Burgen und Schlössern immer frische Pferde auf die Boten und alle Nachrichten kamen an. Aber der Meister war sich nicht sicher, ob es ihm gelingen würden, einen Lübecker Ratsboten so weit zu kriegen. Das Sicherste schien, Melchiors Brief einem Kapitän auszuhändigen, der noch nach Schweden segelte und im Hafen einen Boten fand, der den Brief nach Stockholm brächte. Von dort müsste er über Åbo und Raseborg vielleicht noch nach Reval gelangen können, bevor Dunkelheit und Frost gänzlich die Macht übernahmen. Ein Kaufmannsbrief war in der Hanse heilig und unantastbar, ein Kaufmannsbrief kam meistens an, wenn das Schiff nicht sank oder der Bote erschlagen wurde.

Es war noch mindestens eine Woche vor dem Martinstag, als Melchior seinem Vater schrieb und Meister Notke den Brief über Schweden nach Reval sandte. Darin stand:

Mein ehrbarer und teurer Vater. Vergib mir, dass ich so lange nicht auf deinen Brief geantwortet habe. Ich bin bei guter Gesundheit und lebe unter der Fürsorge eines ehrenwerten Lübecker Kaufmanns, der mir ein guter Lehrmeister ist. Lübeck ist eine schöne Stadt und verheißt mir ein Schicksal, an dem ich festhalten muss. Dich, teurer Vater, muss ich jedoch warnen, dass um den Tag des heiligen Lukas herum sich ein Mann von Lübeck auf den Weg nach Reval gemacht hat, dessen Namen oder Gesicht ich nicht kenne, der aber in der bösen Absicht kommt, Menschen zu töten. Du musst wachsam sein, weil er auch dir den Tod bringen kann. Dieser Mann sagte, dass nur das Sünde sei, was als Sünde aufgefasst würde, und er glaubt, dass er auf einer heiligen Mission in Reval ist. Möglicherweise wird dieser Mann der Gotlandteufel genannt, aber Genaueres kann ich dir über diese Gefahr nicht berichten. Hüte dich vor dem Gotlandteufel und ich werde zu den Heiligen beten, dass sie dir und Agatha gute Gesundheit schicken. Ich bin untertänig in allem, was Gott der Herr mir zuteilwerden lässt.

Der Brief ging mit einem der letzten Salzschiffe Richtung Falsterbo auf die Reise. Über Raseborg traf er in Reval erst im Mai des nächsten Jahres ein, nach der großen Feuersbrunst.

Impressum

Herausgeber: Rote Katze Verlag, Lübeck

www.rotekatzeverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage, Oktober 2024

Das Original erschien unter dem Titel *Apteeker Melchior ja Gotlandi kurat* 2017 im Verlag Raudhammas. Für die deutsche Ausgabe wurde der Text in Absprache mit dem Autor um einige Passagen gekürzt.

Satz: La Deutsche Vita®

Umschlagabbildung: juliars, stock.adobe.com

Porträtfoto: Jüri J. Dubov

Übersetzung: Cornelius Hasselblatt

Druck und Bindung: PRINT GROUP Sp. z o.o., Stettin

ISBN 978-3-910563-23-0

Aus dem Verlagsprogramm

INDREK HARGLA

Apotheker Melchior und die Revaler Chronik



INDREK HARGLA

Apotheker Melchior und die Revaler Chronik

Hanse-Krimi aus Tallinn und Lübeck

An dem Ertischen von Cornelius Haselblatt



Reval, estnisch Tallinn, im Jahre 1432: Während die Stadt sich auf die Fronleichnamtsfeierlichkeiten vorbereitet, wird im Franziskanerkloster eine alte, geheimnisvolle Stadt-Chronik entdeckt. Als bald danach eine Reihe von Morden geschieht, erkennt der Ratsapotheker Melchior Wakenstede schnell, dass sie alle im Zusammenhang mit dieser Chronik stehen

müssen, die zudem bald in Flammen aufgeht. Stecken die Tempelritter dahinter? Welche Rolle spielt die heimliche Leichnamsgilde, der auch Melchior selbst angehört? Und was hat es mit den Nachfahren eines in der Chronik erwähnten Hinrichtungsofners auf sich?

Während sein Vater in Reval das Rätsel zu lösen versucht, streift Melchior junior durch Lübeck, wohin er von seiner Greifswalder Lehre aus gezogen ist und wo er einen neuen Lehrmeister sucht. Aber auch in der Königin der Hanse geschehen merkwürdige Dinge und der junge Melchior wird in den Bann von Liebe, Verbrechen und Vergeltung gezogen.

ISBN 978-3-910563-12-4

www.rotekatzeverlag.de

MICHAEL ZELLER

Die Kastanien von Charkiw

Den Herbst 2019, kurz vor dem russischen Überfall vom Februar 2022, verbringt der Schriftsteller Michael Zeller in der ostukrainischen Großstadt Charkiw, auf Einladung des ukrainischen PEN. Er nutzt die Zeit, die Stadt an der Grenze zu Rußland zu erwandern, bestaunt ihre geschichtsträchtigen Architekturen. Durch seine fast täglichen Lesungen nimmt er intensiv am kulturellen Leben der Stadt teil, die er seit 1994 von häufigen Reisen her kennt. Fesselnd beschreibt er, wie er für Schullésungen das Donbassgebiet bereist und dabei die Zerstórungen der russischen Streitkräfte aus nächster Nähe sieht. Ebenso nah kommt ihm das Kriegsgeschehen des Zweiten Weltkriegs in zahlreichen Begegnungen und Gespráchen, die er mit Überlebenden führt.

In seinem 'Ukrainischen Mosaik' wirft der Autor einen sehr persönlichen Blick auf die Geschichte und in die Seele dieses Volkes, in einem schicksalhaften Augenblick seiner Existenz. Das Buch ist bereits ins Ukrainische übersetzt.



ISBN 978-3-910563-27-8

www.rotekatzeverlag.de

MICHAEL ZELLER

Letzte Reise nach Paris



MICHAEL ZELLER

Letzte Reise nach Paris

Roman um Paula Modersohn-Becker

Paris im Sommer 1906. Ein erfolgloser deutscher Schriftsteller und eine aufstrebende deutsche Malerin leben Tür an Tür im Quartier Latin. Er erhofft sich von der Stadt Inspiration, sie ist der deutschen Provinz und einer erdrückenden Ehe entflohen. Sie führen Ateliergespräche über die Liebe, die Ehe, die Kunst, die Freiheit. Er verliebt sich hoffnungslos, sie schwankt zwischen

einem unsicheren Leben in Unabhängigkeit und der Rückkehr zum dominanten, aber gut situierten Ehemann. Die Malerin löst sich am Ende aus ihren Träumen; es ist letztlich eine Entscheidung zum Tod, für beide.

Auch vor über hundert Jahren war die Entscheidungsnot von Frauen so groß wie noch heute: Die Entscheidung zwischen Karriere, Liebe und Mutterschaft. Michael Zeller spinnt mit abgründiger Ironie ein Verwirrspiel der Gefühle, in dem sich beide fast verlieren.



„... ein Roman, reich an Bildern und Emotionen. Mit großem Einfühlungsvermögen entwirft der Autor ein zugleich phantasievolles und charaktertreues Bild der expressionistischen Malerin Paula Becker-Modersohn“

Neue Zürcher Zeitung

ISBN 978-3-910563-19-3

www.rotekatzeverlag.de

KARLA LETTERMAN

Die Trauerrednerin und der tote Tenor

Der Finanzbeamte Joachim Hagelmann wird tot auf dem verwinkelten Dachboden der Musikhochschule Lübeck entdeckt. War es Selbstmord? Als sich Trauerrednerin Penni Sattler mit der Vita des Mannes befasst, beschleichen sie erste Zweifel.

Warum trifft sich seine Witwe konspirativ mit einem dubiosen Hotelerten? Welche

Rolle spielte eine mysteriöse Malerin in Hagelmanns Leben? Und warum starb er ausgerechnet an jenem schwer zugänglichen Ort? Im renommierten Irenenchor, der in der Musikhochschule probt, scheinen die Fäden zusammenzulaufen. Kurzentschlossen tritt Penni dem Chor bei. Und plötzlich fühlt sie sich verfolgt. Einschüchterung? Oder ist sie nur überdreht und bildet sich alles ein? Penni braucht eine Verschnaufpause und reist mit dem Chor nach Schottland. Dort erkennt sie bei einem einsamen Ausflug, dass sie das Nächstliegende übersehen hat. Und dass dieser Ausflug eine raffinierte Falle ist. Eine tödliche?



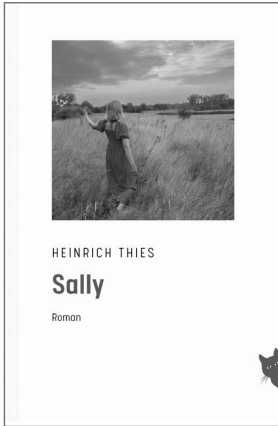
Wer glaubt, in Lübeck gehe alles seinen betulich-hanseatischen Gang, irrt. Tåtort Lübeck, in der malerischen Altstadt und der feinen Musikhochschule geschieht Unerhörtes! Eine spannende Story inmitten des unverwechselbaren Flairs der alten Hansestadt und ihrer Tochter Travemünde. Muss man, frau lesen.

Björn Engholm

Lübecker, Ministerpräsident a. D.

ISBN 978-3-910563-25-4

www.rotekatzeverlag.de



HEINRICH THIES

Sally

Die jüdische Tänzerin Sally wartet nach der Befreiung aus dem KZ wie Tausende andere Holocaust-Überlebende auf die Ausreise nach Palästina – in einem Camp für „Displaced Persons“ in Bergen-Belsen. Es entsteht eine Art jüdische Kleinstadt mit einem lebendigen Kulturleben. Sally spielt hier am Rande der Massengräber Theater, tanzt und knüpft Freundschaften. Bei ihren Radtouren lernt sie die Umgebung

kennen. In einem nahen Heidedorf trifft sie auf einen Geige spielenden Hühnerhalter: Otto. Die beiden flirten miteinander und kommen sich immer näher, bis ihre Wege sich trennen. Erst viele Jahre später wird Sally auf spektakuläre Weise erfahren, wer der geheimnisvolle Geiger war.

Zwei Lebensgeschichten im Strudel der Weltgeschichte. Lebensgeschichten, die konträrer nicht sein könnten. Ein packender Roman auf der Grundlage wahrer Begebenheiten, ein Roman über Liebe, Schuld und die Sehnsucht nach Heimat.

Indes, bevor Alex weiter davon träumen kann, seinen verehrten Mentor, den Sternwartenchef, zu beerben, muss er endlich erwachsen werden.

ISBN 978-3-910563-21-6

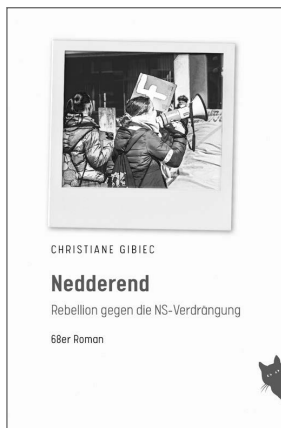
www.rotekatzeverlag.de

CHRISTIANE GIBIEC

Nedderend

1967. Die Protestwelle schwappt mit Rockmusik, Haschisch und freier Liebe auch über die norddeutsche Stadt Oldenburg. Zugleich werden die Fragen nach der Vergangenheit immer drängender: Was haben unsere Eltern im Nationalsozialismus gemacht, was gewusst? Und was wurde aus den Sinti-Familien, die vor 1933 im Stadtteil gelebt haben? Vier Jugendliche, die am und um die Straße Nedderend zuhause sind, suchen Antworten. Ihre Recherchen führen sie zu einem Familiengeheimnis, das tief im Ipweger Moor vergraben liegt, und in die Hölle von Auschwitz.

Christiane Gibiec ist selbst am Nedderend in Oldenburg aufgewachsen. Sie erzählt berührend und authentisch von der Sprachlosigkeit, den Narben und Verstrickungen der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft und vom Aufstand der Jugend gegen die Verdrängung und Verleugnung der Naziverbrechen.



*Ein spannender Roman und ein wichtiges Buch,
das ein Licht auf die Verbrechen der Nazis an den
norddeutschen Sinti wirft.*

Christel (Menni) Schwarz

Freundeskreis für Sinti und Roma e. V., Oldenburg

ISBN 978-3-910563-10-0

www.rotekatzeverlag.de